



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 21. August 1910.

Posener Siegesfeiern — Zur Elssasser Frage — Bedeutung der Sozialdemokratie für die innere Politik.

Gestern, am 20. August, ist der Deutsche Kaiser in die neue Burg zu Posen eingezogen. Festliches Gepränge umgab ihn, — vor allen Dingen aber militärisches. Die ganze Feier trug den Stempel eines Siegesfestes, bei dem der Sieger dem Unterlegenen noch einmal seine stattliche Macht vorzuführen strebte, um dann — ja, — warum? — — — um dann die Versöhnung folgen zu lassen. Dem Sieger steht es zu, die Hand zum Frieden zu bieten und die Wege zur innern Ausöhnung zu weisen. Nachdem also der siegreiche Herrscher in die Burg zu Posen eingezogen ist, müssen wir logischerweise erwarten, daß die preußische Ostmarkenpolitik in Zukunft versuchen wird, die Wunden zu schließen, die sie angeblich den Bewohnern der Ostmark geschlagen hat. Wo zeigen sich diese Wunden? Soweit wir im Lande Umschau halten, ist von solchen Wunden nichts zu bemerken. Wer die Ostmark seit mehr als zwanzig Jahren kennt, hat vor seinen Augen aus kultureller und wirtschaftlicher Versumpfung Reichtümer erstehen sehen, wie sie vordem Posen und Westpreußen nicht gekannt haben. Der Großgrundbesitz, dessen früherer Rückständigkeit wir in allererster Linie den Niedergang des Deutschtums im Osten zu danken haben (Näheres s. „Grenzboten“ von 1908, Heft 31, 33, 35, 37), ist wieder mächtig emporgekommen und die große Masse der Bevölkerung, Deutsche und Polen, lebt unter so günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie vor noch gar nicht langer Zeit geradezu als unmöglich galten. Mit einem Wort, die preußische Regierung hat ein kulturelles Friedenswerk allerersten Ranges geleistet. Ein solches Friedenswerk kann kaum die Veranlassung zu militärischen Siegesfeiern bieten, um so weniger aber, wenn es nicht beendet ist. Das Kulturwerk im Osten liegt erst im Fundament vor uns. Die schwerere und langwierigere Aufgabe, auf dem wirtschaftlichen Fundamente den deutschen Kulturbau aufzuführen, trotz ultramontaner, international-freisinniger und polnischer Gegenwehr, ist noch zu leisten. Der eigentliche Kampf fängt somit erst recht an. Aus diesem Grunde fragen wir noch einmal, wozu die Siegesfeier in Posen inszeniert wurde?

Die Burg soll ein Symbol sein dafür, daß Posen deutsch geworden ist. Bei der Übernahme des goldenen Burgeschlüssels aus der Hand des Oberbürgermeisters von Posen Dr. Wilms, sagte der Kaiser:

„... Wir freuen uns, in unserer jüngsten Residenz, zu der ich die Stadt Posen hiermit erhebe, Aufenthalt zu nehmen, um fortan zu ihren Bewohnern in nähere Beziehungen zu treten. Möge die Bürgerschaft Posens sich beim Anblick dieser mächtvollen Pfalz stets des

Landesväterlichen Schutzes bewußt sein, mit dem ich und meine Nachfolger an der Krone jede ehrliche Arbeit und Hantierung geleiten werde.

Möge die neue Residenz mit ihren Schwestern im Lande getreu zu Kaiser und Reich, in Liebe zu König und Vaterland allezeit festhalten und sein und bleiben ein Hort und eine Pflanzstätte deutscher Kultur und Sittel . . .“

Ist die Stadt Posen wirklich schon deutsch geworden? Der Kaiser scheint es zu glauben, sonst konnte er nicht von der „Bürgerchaft Posens“ ohne Einschränkung und Unterschied sprechen, sonst konnte er nicht sagen: „Möge die neue Residenz . . . sein und bleiben ein Hort und eine Pflanzstätte deutscher Kultur und Sittel.“ Alle Tatsachen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Stadt Posen, wie der meisten Städte des Ansiedlungsgebietes sprechen gegen eine solche Auffassung. Posen darf heute noch nicht als ein Hort deutscher Kultur betrachtet werden, und die stolze Burg hat durch ihr Entstehen mitgewirkt an der Hinausschiebung des Zeitpunktes, in dem die Stadt ein solcher Hort sein könnte. Die Burg hat durch mehrere Jahre hindurch Tausenden von nichtdeutschen, dem Deutschtum feindselig erzogenen Handwerkern und Arbeitern reichen Verdienst gegeben. Sie hat der polnischen Bevölkerung nicht unter zwei Millionen Mark eingetragen, die auf den viel gewundenen Wegen des Wirtschaftslebens schließlich dazu dienen, die Güter deutscher Adlicher aufzukaufen. Die Polen kennzeichnen diese Tatsache durch das bei ihnen umlaufende Wort: „Wir bauen die Burg dem künftigen König von Polen!“ Somit kann auch von Siegern und Besiegten nicht die Rede sein. Noch stehn wir mitten im Kampf und zersplittern lediglich unsere Kräfte, wenn wir Burgen bauen und Denkmäler errichten auf einem Boden, der uns noch immer nicht sicher ist. — Wird jemand sich finden, der den Kaiser auf die ihn in Posen umgebenden Widersprüche aufmerksam machte? Auch das glauben wir nicht. Der hohe Würdenträger, der es wagte, fiel in Ungnade, und mit Recht, denn er bewies damit, daß er sich nicht gescheut habe, die Person des Monarchen in ein Possenspiel zu ziehen. Könnte ein maßgeblicher Beamter überhaupt unser Argument würdigen, dann wäre die Burg wahrscheinlich noch nicht gebaut. Auch von den Großgrundbesitzern, die sich dem Kaiser in Posen nahen dürfen, wird niemand im obigen Sinne gesprochen haben, auch wenn er ihm zustimmt. Denn die nationale Ziele verfolgende Ostmarkenpolitik bedroht den Großgrundbesitz in seiner ausschließlichen Stellung. Die Ansiedlungspolitik demokratisiert die Landwirtschaft, in der richtigen Erkenntnis, daß die Kraft der Nation in deren breiten Schichten, nicht aber bei den oberen Zehntausend liegt. Treu national gesinnte Männer haben das auch unter den Großgrundbesitzern der Ostmark erkannt, sie tragen dafür den Ehrennamen „Sakatisen“. Aber zahlreiche Großgrundbesitzer nehmen den Standpunkt der polnischen Herren ein, und wenn sie von nationalen Aufgaben in der Ostmark sprechen, so haben sie dabei lediglich die Regelung der Arbeiterverhältnisse im Auge. Ob diese Arbeiter Polen oder Deutsche sind, ist ihnen im übrigen gleichgültig. Daß aber die Auffassung dieser Kreise zur maßgeblichen erheben wird, dafür spricht die Ernennung dreier polnischer Edelleute zu königlich-preussischen Kammerherren.

Solche und ähnliche Erwägungen mögen die Veranlassung zu den Erörterungen der Presse gebildet haben, die in den abgelaufenen zwei Wochen den Kaisertagen in Posen vorausgegangen sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß weite Kreise von einer gewissen Unruhe ergriffen sind, wenn sie unter Berücksichtigung der sonstigen innerpolitischen Zustände in Preußen und im Reiche an die Zukunft unserer Grenzmarken denken.

Nach im Westen gehen Dinge vor, die sich mit einer wünschenswerten Entwicklung schwer in Einklang bringen lassen. Aber während im Osten falsche Rücksichtnahme auf Teile des Großgrundbesitzes die gesunde Entwicklung aufhält, ist es im Westen die Furcht vor der Sozialdemokratie, die eine kraftvolle Regierungspolitik verhindert. Elsaß-Lothringen soll der französischen Propaganda entfremdet werden, die sich unter der Führung des Alerus und gelitten von den Notabeln immer tiefer in die breiten Massen einfrisht. Die nationaldeutsche (altdeutsche) Gesellschaft ist nun der Auffassung, daß die Propaganda nur gebrochen werden könnte mit Hilfe der alteingesessenen elsässischen Bevölkerung; infolgedessen wird das allgemeine Wahlrecht mit proportionaler Stimmenverteilung auf die einzelnen Parteien gefordert. Aus einer solchen Anordnung ergäbe sich aber aller Voraussicht nach eine starke sozialdemokratische Mehrheit in der Kammer. Wenn man die Hilfe der Sozialdemokratie zur Förderung nationaler Ziele nicht in Anspruch nehmen wolle, so sagt eine beträchtliche altdeutsche Minderheit in den Reichslanden, dann bliebe kein anderer Ausweg, als die Reichslande zu preußischen Provinzen zu machen, sofern sie deutsch bleiben sollen. Wir haben dieser Minderheit wiederholt Gelegenheit gegeben, ihre Meinung in den Grenzboten zum Ausdruck zu bringen. Nun stelle man sich aber vor, daß der deutsche Reichskanzler im Reichstage für ein Gesetz eintreten soll, das aller Wahrscheinlichkeit nach die sozialdemokratische Partei in den Reichslanden auf eine ähnliche Stufe erheben würde, wie sie sie in Baden einnimmt. Die heutige Mehrheit im Reichstage würde ihm den Krieg erklären und im Lande würde er eine Verwirrung anrichten, die gar nicht ausdenken ist. Gesetz selbst den Fall, daß Herr von Bethmann Hollweg, gestützt auf den Kaiser und nach einer Reichstagsauflösung, imstande wäre, die Sozialdemokraten im Reichslande zur Herrschaft zu bringen, so wäre er als Ministerpräsident in Preußen unhaltbar, oder aber er müßte sich auch dort der Linken anschließen, die er heute bekämpft; eine Reihe der schwersten Konflikte wäre die notwendige Folge des ersten Schrittes.

Eine Bismarckische Natur würde sich nun vermutlich nicht scheuen, den Weg durch Konflikte hindurch zu nehmen, wenn sie an dessen Ende das Heil des Vaterlandes sähe. Dazu gehört aber noch ein Drittes. Solch eine Konfliktzeit, wie wir sie hier andeuten, läßt sich in Preußen nur dann durchhalten, wenn der Ministerpräsident bei allen seinen Schritten auf die Unterstützung des Königs rechnen darf. Auf welcher politischen Basis das Verhältnis zwischen dem König und seinem ersten Beamten ruht, wollen wir heute nicht untersuchen; vielleicht geben uns bald einige Änderungen in der preußischen hohen Beamtenschaft dafür genauere Fingerzeige. Im Reich sind die Dinge komplizierter. Neben der Unterstützung durch Kaiser und Bundesrat bedarf der Kanzler einer gewissen Nachfolge organisierter Kräfte, sofern er durch Konflikte zu dauerndem Frieden gelangen will. Infolgedessen sind im Reich auch andere Maßstäbe zulässig als in Preußen. Im Reich bildet den Schwerpunkt aller politischer Maßnahmen deren jeweilige Bedeutung für die Entwicklung der Wirtschaft. Materielle Motive sind anerkanntermaßen in den Vordergrund gerückt, und die Art ihrer Behandlung durch die Reichsregierung und die einzelnen Parteien ist ausschlaggebend für die Stellung des einzelnen Bürgers zur Regierung und zu den Parteien. Mit dieser Tatsache, in der auch die Ohnmacht der Mittelparteien begründet liegt, stehen wir am Abschluß einer Epoche und damit an der Schwelle einer neuen, für die wir berufen sind, die wirtschaftlichen Grundlagen zu schaffen. Die letzten vierzig Jahre haben auf der in den siebziger Jahren geschaffenen Grundlage früher nicht geahnte Kräfte entfesselt, die heute nicht mehr alle dem ruhigen Fortschritt nutzbar

gemacht werden. Unsere Aufgabe ist es, diese Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit und des Kulturfortschritts zu spannen und damit zu verhindern, daß sie überreifen Früchten gleich am Baume verdorren und den Baum gefährden. Wer soll sie einspannen? Die heutigen Nutznießer der Früchte — gleichgültig welcher Partei sie angehören — rufen: die von uns angeleitete Regierung! Die Nation aber fühlt und denkt, daß sie selbst berufen und befähigt ist, die ihr auferlegten Aufgaben durchzuführen, und so hat sie drei große wirtschaftliche Organisationen hervorgebracht, aus deren gegenseitigem Kampf das Fundament der neuen Zeit entstehen soll: Sozialdemokratie, Bund der Landwirte und Hansabund.

Das Vorhandensein der drei großen Organisationen bedeutet die Mobilisierung dreier großer Lager oder Stände, die, obwohl als Angehörige eines Wirtschaftsgebiets aufeinander angewiesen, sich vorübergehend bekämpfen müssen, weil das Festhalten an überlebten Formen einer Minderheit unter ihnen über die Mehrheit die Herrschaft verschafft hat, zu deren und des ganzen Landes Schaden. Die Notwendigkeit des Kampfes aus dem angeführten Grunde schafft aber eine Interessengemeinschaft in der Mehrheit, die sehr wohl zu einem Bündnis des städtischen Bürgertums mit der von der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft führen kann, wenn die Minderheit nicht noch rechtzeitig einlenkt. Diese Erwägung liegt augenscheinlich den Antworten zugrunde, die der Präsident des Hansabundes, Herr Geheimrat Professor Dr. Nießer, einem Münchener Mitgliede des Bundes, Freiherrn von Pechmann, auf dessen Aufforderung, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, gegeben hat. Herr Nießer, der geniale Sammler des gewerblichen Bürgertums will die Frucht seiner Mühen nicht dadurch zerstören, daß er den Hansabund vor politische Aufgaben stellt. Er will den Kampf ausschließlich auf wirtschaftlichem Gebiet geführt wissen. Aus diesem Willen wird nun von konservativ-agrarischer Seite gefolgert, der Hansabund wolle die Sozialdemokratie und damit die republikanischen Tendenzen unterstützen. Wir glauben aus Nießers Antworten etwas anderes herauslesen zu dürfen. Nießer und Genossen sind sich sehr wohl bewußt, daß der Kampf gegen den Bund der Landwirte nur eine Episode in der Geschichte bleiben wird. Man weiß in unserm Handelsstande sehr wohl, daß eine Trennung zwischen Stadt und Land, wie sie durch die selbststüchtige Politik der Großagrarien leider eingetreten ist, nicht längere Zeit währen darf. Man weiß aber auch, daß dieser gefährliche Zustand nur zu beseitigen ist durch einen materiellen Sieg über den Bund der Landwirte — wohlverstanden: nicht über die konservative Weltanschauung. Da nun aber dieser Sieg nur mit Hilfe der Wirtschaftsgesetzgebung möglich ist, so hat das nichtagrarische Bürgertum auch kein Interesse daran, jetzt schon Organisationen zu bekämpfen, deren wirtschaftliche Ziele eine weite Strecke hindurch parallel zu den seinen laufen. Diese Ziele sind allbekannt: gerechtere Verteilung der Lasten, Verbilligung der Lebenshaltung. Theoretisch wollen die agrarischen Bündler solches auch. Aber da in der Praxis gerade die die landwirtschaftliche Produktion schützende Gesetzgebung jenen Bestrebungen im Wege steht, so müssen die Großagrarien, rein menschlich gewürdigt, jedes Mitteln an den bestehenden Preisverhältnissen als Feindseligkeit in der Praxis bekämpfen. Fassen wir gegenüber den Interessen der drei einander bekämpfenden Stände das Interesse der Gesamtheit des Volkes und des Reichs ins Auge, dann können wir uns nicht verhehlen, daß sie gegenwärtig besser durch die Bestrebungen des Hansabundes gewahrt bleiben als durch den Bund der Landwirte. Die politischen Forderungen der Sozialdemokratie scheinen uns in Deutschland unerfüllbar, solange die Monarchen dynastische und völkische Interessen weise gegeneinander ausgleichen. Daß die wirtschaftlichen Forderungen der Sozialdemokratie

radikaler sind als die des Hansabundes, ist für die politische Strategie der Reformen kein Nachteil, für das Reich keine Gefahr. Die Wirtschaft wird nicht von Ideologen, sondern von rechnenden Praktikern geführt, und von einer bestimmten Stufe ab müssen Stadt und Land einander wieder die Hände zum Bunde reichen, um den Annahmungen des wirtschaftlichen Radikalismus wirksam begegnen zu können.

Zum Streik der Werftarbeiter. Nur eine Winterkampagne trennt uns noch von den Wahlen; es ist naturgemäß, daß die Parteien jetzt schon ihr Rüstzeug prüfen und Heerschau halten. Für eine Musterung in diesem Sinne oder für eine Art Vorpostengefecht möchte ich auch den neuerdings über unsere Schiffbauindustrie hereingebrochenen Streik halten, ein Gefecht um so gefährlicher, weil der Weizen der Sozialdemokratie dabei blüht, gleichviel ob die Arbeiter als Sieger oder Besiegte daraus hervorgehen. Den Sieger trägt das Bewußtsein des Erfolges, den Besiegten brennen die Wunden; was der Kampf an rauchenden Trümmern zurückläßt, ist den Agitatoren der Sozialdemokratie gleichgültig.

Für die Werften ist der Kampf ganz ungemein viel schwieriger. Wäre der Schiffbau der ganzen Welt international verstaatlicht, so könnte es den Werften nur erwünscht sein, wenn ein Teil von ihnen einmal eine Weile feiern müßte; wie die Dinge aber tatsächlich liegen, werden die deutschen Schiffbauer ihre Beche allein bezahlen müssen. Es ist bekannt, daß angesichts des großen wirtschaftlichen Aufschwunges vor zehn und zwölf Jahren die deutschen Werften ihre Anlagen erheblich erweiterten und daß nicht unbedeutende Unternehmungen damals überhaupt neu entstanden sind. Den Hauptantrieb gaben wohl die Aussichten der Rauffahrtei, aber auch die zu erwartenden regelmäßigen Aufträge der Kriegsmarine haben das ihrige dazu beigetragen. In gleicher Weise gingen aber auch andere Völker, insbesondere die Engländer, mit dem Ausbau ihrer schiffbaulichen Anlagen vor. Das Arbeit suchende Kapital wandte sich mit Vorliebe diesen Unternehmungen zu, und blieb ihnen auch treu, als die Chancen abflauten und die Werften immer neue Schiffe auch ohne Auftrag auf Stapel legten, nur um nicht feiern und die mit so großen Kosten erbauten Hellinge leer stehen lassen zu müssen. Näheres hierüber kann man schon seit einer Reihe von Jahren in den Geschäftsberichten des Vereins Hamburger Reederei nachlesen. So entstand eine Lage, daß, während beim Rückgang des Geschäfts in der letzten wirtschaftlichen Krise die Frachten mehr und mehr eine weichenende Richtung zeigten, immer neue Schiffsräume dem Meere zuströmten und die Zahl der in den Häfen aufliegenden Schiffe immer größer wurde.

Tritt jetzt für eine Weile ein den Werften aufgezwungener Stillstand ein, so kann das einstweilen auch bei steigender wirtschaftlicher Tendenz nur die Folge haben, daß jene überzähligen Schiffe Beschäftigung finden. Eine Notlage für die Anforderungen der Handelsflotte ist noch lange nicht zu gewärtigen. Die Aufträge der Kriegsmarine vermögen die Werften nicht voll in Anspruch zu nehmen; es ist bekannt genug, wie gut die Marineverwaltung die Lage ausgenutzt hat, unter den Angeboten so vieler Werften das niedrigste auszuwählen. Die Anforderungen fremder Kriegsmarinen gingen uns leider samt und sonders verloren, weil die Ausbietetung derartiger Objekte zugleich einen politischen Faktor bildet, und zumeist die Nation, die das Geld hergibt, auch den Bau der Schiffe für sich beansprucht.

Schlimmer noch liegt die Sache für die Reparaturarbeiten. Bereits berichten die Zeitungen, daß Schiffe, die in Hamburg nicht reparieren konnten, ihre Zuflucht

nach England genommen haben. Währt die Aussperrung längere Zeit, so wird das die Regel bilden, zumal in den meisten Fällen gar kein unmittelbarer Zwang vorliegt, die Frachten bis in die deutschen Häfen laufen zu lassen. Wir treten dann für eine Weile wieder in den überwundenen Standpunkt zurück, daß England den Stapelplatz hergibt und Zwischenhändler zwischen uns und dem Weltmarkt wird.

Eigenartig liegt die Sache auch für die Arbeiterschaft. Ganz vor kurzem erschien im Buchhandel eine sehr gute Studie des Schiffbauingenieurs Dr. Joseph Neumann: „Die Schiffbauindustrie, eine Darstellung der volkswirtschaftlichen und sozialen Bedeutung ihrer technischen Entwicklung“, in der namentlich die Verhältnisse der Arbeiterschaft eine höchst interessante Beleuchtung finden. Wir lernen hier den eigentümlichen Tatbestand kennen, daß die heutige Schiffbauindustrie eine speziell nur für sie vorgebildete Arbeiterschaft eigentlich überhaupt nicht kennt. Ein sehr großer Teil der Eisenarbeiter kann auch in anderen Industrien Beschäftigung finden, deshalb lehrt die Arbeiterstatistik, daß bei Hochkonjunkturen die Schiffbauindustrie mit Schwierigkeiten des Arbeiterersatzes zu kämpfen hat, indem die Leute die mühselige und nicht besonders gesunde Arbeit in den engen inneren Schiffsräumen nicht suchen, und daß zu allen Zeiten ein außerordentlich starkes Fluktuieren in dieser Arbeiterbevölkerung zu beobachten ist. In der Tat können alle diese Mieter, Schmiede und Schlosser, aber auch die Arbeiter der elektrischen Industrie, die Tischler, die Maler und Handlanger, sowie die Leute in den Gießereien sofort andere Arbeit finden. Es wäre interessant, festzustellen, wie viele von den nominell Streikenden heimlich den Kampfplatz verlassen, um anderwärts den Hammer zu schwingen. Auch eine Lohnfrage im gewöhnlichen Sinne gibt es in der Schiffbauindustrie nicht, weil fast alle Arbeit von Gruppen von Leuten in Afford geleistet wird. Allerdings zeigen die Löhne der einzelnen Branchen eine sehr ins einzelne gehende Gliederung bei starken örtlichen Verschiedenheiten; aber um so klarer ist es, daß ein plumper Aufschlag von zehn Prozent auf der einen Seite nicht gewährt werden kann, während es unschwer zu ermöglichen ist, berechtigtem Geldbedürfnis der Leute ohne weiteres bei der Bemessung der Afford Rechnung zu tragen.

Die Werften können den mit heuchlerischer Bescheidenheit vorgetragenen Wünschen der Arbeiter nicht nachkommen, denn sie wissen ganz genau, daß es sich hier nur um eine Machtfrage handelt, in der die andere Partei den Frieden nicht will. Werden diese Forderungen zugestanden, so werden neue erhoben werden; so müssen sie den Kampf durchhalten, und das wird schwer genug werden, denn es ist bekannt, daß die finanzielle Fundierung bei manchen dieser Unternehmungen leider viel zu wünschen übrig läßt, und daß es in den letzten Jahren Mühe genug gemacht hat, die notwendigen „Sanierungen“ durchzuführen.

Die Beche bei diesem leichtfertig heraufbeschworenen Kampfe bezahlt aber die deutsche Volkswirtschaft im ganzen, und das Geschäft macht das Ausland, vor allem England, dessen scheinbar so große Bedrängnisse doch keinesfalls auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, sondern auf wirtschaftlichem Boden beruhen. Nichts kann unseren englischen Vettern lieber sein, als wenn das gewaltige Vordrängen des deutschen Seehandels, der ihnen immer unbequemer die eigenen Kreise zertritt, für eine Weile wieder ins Hintertreffen kommt. Das ist um so gefährlicher, weil im Handel und Wandel einmal zerrissene Fäden sich schwer wieder anknüpfen und einmal verlassene Pfade nicht so leicht wieder beschritten werden.

Für diesen Erfolg, wenn er eintritt, hat das deutsche Volk sich bei der Sozialdemokratie zu bedanken; dem gemeinen Manne, der den ihm in die Hand gedrückten Wahlzettel abgibt, wird die Sachlage schwerlich zum Bewußtsein kommen, um so lauter aber sollte den bürgerlichen Parteien in die Ohren gellen das „Quousque tandem!“.

P. K.

Ergebnisse der letzten Berufszählung. Die Berufszählung in einem Großstaat ist unter den heutigen Verhältnissen ein gewaltiges Werk. Auf die eigentliche Zählung folgt die Aufbereitungsarbeit. Diese ist bei uns grundsätzlich Sache der Einzelstaaten, nur die letzte Zusammenfassung besorgt das Kaiserlich Statistische Amt; doch haben bei der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907 14 Kleinstaaten die ihnen zufallende Arbeit auf das Reichsamt abgewälzt. Das preussische Statistische Landesamt hat rund 7000 Personen dazu gebraucht und mußte zeitweilig 2600 Bureauhilfsarbeiter und Hausarbeiter annehmen. Demgemäß sind auch die Kosten bedeutend: etwa $6\frac{1}{4}$ Millionen Mark. (Die Vereinigten Staaten haben, obwohl dort die Arbeit durch Zählmaschinen abgefürzt wird, im Jahre 1900 — die Zählung wird nur alle zehn Jahre vorgenommen — $11\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gebraucht.) Die wichtigsten Ergebnisse sind im „Reichsanzeiger“, im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ und im „Reichsarbeitsblatte“ veröffentlicht worden. Die Veröffentlichung des gesamten Materials ist noch lange nicht vollendet; sieben Zahlenbände sind herausgekommen, neun weitere befinden sich teils im Druck, teils in Vorbereitung; die Textbände sind noch gar nicht in Angriff genommen. Die Aufschließung des Riesenstoffs, d. h. die Darstellung der Tatsachen und Zustände, die daraus erkannt werden können, ist, wie Dr. H. van der Borghst in seiner Schrift „Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reich“ hervorhebt, Aufgabe der Wissenschaft. Um zu dieser Aufschließungsarbeit einen kleinen Beitrag zu liefern, hat er in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 15. Januar 1910 einen sehr umfangreichen Vortrag gehalten, den er unter obigem Titel (mit 9 Zahlen- tafeln und 8 Zeichnungen) bei G. B. Teubner in Leipzig herausgibt.

Die modernen Berufsverhältnisse sind ungemein verwickelt, nicht allein wegen der ungeheuren Differenzierung der Gewerbe, sondern noch aus vielen andern Gründen. Man denke nur daran, wie schwierig es namentlich in der Landwirtschaft ist, die in der Wirtschaft helfenden Familienglieder und die Lohnarbeiter, überall sonst Haupt- und Nebengewerbe, Klein- und Alleinbetriebe auseinander zu halten, die Erwerbstätigen in die drei großen sozialen Schichten richtig einzureihen, da z. B. der „unselbständige“ Betriebsdirektor einer Aktiengesellschaft der obersten Schicht, der „selbständige“ Flickschuster oder Heimarbeiter der alleruntersten angehört. Deshalb würde ein Versuch, den Hauptinhalt der Schrift auf zwei oder drei Seiten darzustellen, mehr verwirren als aufklären. Nur auf drei große Tatsachen soll hingewiesen werden, die das hier verarbeitete Zahlenmaterial jedem Zweifel entrückt. Die deutsche Landwirtschaft verliert zwar, wie längst allbekannt, an Bedeutung für den Volkskörper (so pflegt man, meiner Ansicht nach unzutreffend, die Tatsache auszudrücken, daß ihre Angehörigen einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen), aber sie ist durchaus gesund, nicht bloß in Beziehung auf ihre wahrhaft erstaunlichen Leistungen (die nicht Gegenstand der vorliegenden Schrift sind), sondern auch in Beziehung auf Bodenverteilung und soziale Gliederung. Von den 43,11 Millionen Hektar der landwirtschaftlichen Fläche gehören den Stellenbesitzern 2,45, den Kleinbauern 4,31, den Mittelbauern 13,77, den Großbauern 12,62, den Rittergutsbesitzern und Magnaten 9,22 Millionen Hektar. Die Hauptmasse gehört also den Bauern, und diese sind mit verschwindenden Ausnahmen Eigentümer,

nicht Pächter ihrer Scholle. Dabei ist der bäuerliche Besitz im Wachstum, der Großgrundbesitz im Rückgang begriffen. Von Großgrundherrschaften mit 1000 und mehr Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche kommen 83 auf Posen, 68 auf Ostpreußen, 53 auf Brandenburg, 51 auf Pommern, 32 auf Westpreußen, 27 auf Schlesien, 21 auf die Provinz Sachsen, 17 auf Mecklenburg-Schwerin, je 5 auf Mecklenburg-Strelitz und Anhalt, je 2 auf Schleswig-Holstein und Hannover, je 1 auf Westfalen, Königreich Sachsen und Württemberg. In allen übrigen Teilen des Reiches fehlen solche fürstlichen Güterkomplexe. Die landwirtschaftliche Entwicklung bewegt sich also in einer Richtung, die der von den sozialdemokratischen Theoretikern gewünschten entgegengesetzt ist. Dagegen dürfen sie allerdings aus der gewerblichen einige Hoffnung schöpfen: die Konzentration der Betriebe, die Zunahme der Abhängigen und die relative Abnahme der Selbständigen ist hier unzweifelhaft. Im Gewerbe allein (ohne Handel und Verkehr) hat sich die Zahl der Selbständigen gegen 1895 um 4,11 vom Hundert, gegen 1882 gar um 10,18 v. H. vermindert. In Handel und Verkehr ist zwar die Zahl der Selbständigen bedeutend gestiegen, aber weit stärker steigt die Zahl der Betriebspersonen. In Großbetrieben des Handels waren 1907 beschäftigt 183176, in Mittelbetrieben 580519 Personen. Der Zugang zur Selbständigkeit ist den Angestellten im Großbetrieb so gut wie ganz, im Mittelbetrieb beinahe verschlossen, und die Fälle, daß Handlungsdiener einen Kleinbetrieb übernehmen oder gründen, werden seltener. „Die kaufmännischen Arbeitskräfte, die mit einer dauernden Abhängigkeit zu rechnen haben, empfinden natürlich manchen Mißstand schwerer als die, denen die Aussicht auf spätere Selbständigkeit manches Unbequeme und Nachteilige erträglich erscheinen läßt. Da die Zahl jener zugenommen hat, erklärt es sich von selbst, daß das Ringen um Verbesserung von Arbeitsbedingungen auch im Handel so lebhaft und drängend geworden ist und in der Öffentlichkeit so große Wellen schlägt.“ Doch sind wir glücklicherweise von einer Konzentration, die den Umschlag in eine (selbstverständlich rasch vorübergehende) Herrschaft des Proletariats ermöglichen könnte, noch ziemlich weit entfernt. Um uns auf das Gewerbe (ohne Handel und Verkehr) zu beschränken, so waren nach der Zählung in den 32000 Großbetrieben 5,36, in den 270000 Mittelbetrieben 3,69, in den 3,15 Millionen Kleinbetrieben 5,38 Millionen Personen beschäftigt.

Eine dritte Tatsache, die nicht bloß volkswirtschaftlich wichtig ist, sondern auch für die Politik und für das gesamte Kulturleben ins Gewicht fällt, besteht in der wachsenden Zahl der weiblichen Personen, die uns Brot arbeiten müssen. Lassen wir die 4,60 Millionen, die an der landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit teilnehmen, aus dem Spiele (weil sie zu einem großen Teil Familienangehörige des Bauern sind und weil die landwirtschaftliche Frauenarbeit althergebracht und in keiner Beziehung bedenklich ist), so waren im Jahre 1907 im Gewerbe 2,10, in Handel und Verkehr (wo die Zunahme gegen frühere Zählungen besonders stark ist) 3,48, in häuslichen Diensten und Lohnarbeit wechselnder Art (diese Kategorie nimmt ab, was zu allerlei Betrachtungen anregt) 0,32, im öffentlichen Dienst und in freien Berufsarten 0,29 Millionen weibliche Personen tätig; außerdem wurden 1,79 Millionen selbständige Frauen ohne Beruf gezählt. Das macht zusammen 7,98 Millionen Frauen, die wirtschaftlich auf ihren eignen Füßen stehen. So widerwärtig diese Entwicklung Deuten von meinem Geschmack sein mag, hemmen oder rückgängig machen läßt sie sich nicht, und ihren politischen Konsequenzen können wir uns nicht entziehen. Wenn alle Völker aller Zeiten die Frauen in irgendeiner Form der Mündschaft des Mannes unterstellt haben, so ist das, bei den Germanen wenigstens, nicht aus Despotenlaune geschehen, sondern in der Absicht, die Frauen der Notwendigkeit

eines Kampfes ums Dasein zu überheben, der ihrer Natur nicht entspricht und ihre Würde gefährdet. Läßt sich der Zweck für einen ansehnlichen Bruchteil, der sich der Hälfte nähert, nicht mehr erreichen, dann verliert das Mittel seine Berechtigung; muß auch das Weib hinaus ins feindliche Leben (dessen Kämpfe sich übrigens heute in weniger rohen, darum der weiblichen Natur weniger unangemessenen Formen abspielen als in wilden und heroischen Zeitaltern), dann darf man diesen Frauen auch die Waffen zum Kampfe nicht weigern, weder die intellektuellen und technischen: den Besuch aller Arten von Lehranstalten, noch die politischen: das volle Koalitions- und das Stimmrecht.

Ein Radikaler. Es ist mit Dank zu begrüßen, wenn ein Denker den Mut seiner Meinung hat und deren äußerste Konsequenzen zieht, denn er erleichtert dadurch den Lesern die Entscheidung für Zustimmung oder Ablehnung. Max Nordau predigt in seinem neuesten Buche „Der Sinn der Geschichte“ den radikalen Naturalismus. Nichts existiert außer der Körperwelt, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, und der Welt unsers Bewußtseins, die ein Produkt jener ist. Die jenseitigen Wesen der Religion und der Metaphysik sind Illusionen, die sich der Mensch zum Trost in seinen Nöten und aus Furcht vor dem Tode geschaffen hat. Das Wesen des Lebens ist der Lebensdrang, und dieser ist in seinen verschiedenen Formen die einzige Triebfeder alles menschlichen Handelns; keiner will etwas anderes, als sich selbst erhalten, und zwar in einem von Unlust freien Zustande. Der Mensch ist von Haus aus kein politisches Tier; der einzige soziale Naturtrieb ist der Geschlechtstrieb; Freundschaft beruht auf Verstandeskonvention, echter Altruismus ist Abnormität, Philanthropie eine dem religiösen Wahnsinn verwandte Geisteskrankheit. Nur die Not treibt und zwingt zur Stiftung sozialer Gebilde. Während die übrigen Lebewesen ihrem Lebensdrange damit genügen können, daß sie sich bei Änderung ihres Milieus der Natur durch organische Änderungen anpassen, ist dem Menschen diese Art der Selbsterhaltung versagt. Statt dessen eröffnet ihm sein an verhältnismäßiger Größe das aller Tiere übertreffendes Hirn den Weg zu einer andern, der künstlichen Anpassung, die darin besteht, daß er nicht seinen Organismus der ihn umgebenden Natur, sondern diese seinen Bedürfnissen anpaßt, was er nur in Gesellschaft vermag. In der Gesellschaft nun finden sehr bald die Stärkeren, daß für sie die bequemste Art der Bedürfnisbefriedigung im Parasitismus besteht, und sie organisieren die Ausbeutung der Schwächeren im Staate; die ganze politische Geschichte ist weiter nichts als „das Melodrama des Parasitismus“. Die ganze sogenannte Geschichtsschreibung ist wertlos. Denn alles Wesentliche ereignet sich teils in der Natur (Veränderungen des Klimas und sonstige Katastrophen, alltägliches biologisches Geschehen), teils in dem der Beobachtung unzugänglichen Innern, so daß erstens der wirkliche Kausalzusammenhang teils außerhalb der sogenannten Geschichte liegt, teils nicht zu ermitteln ist, zweitens aber die vermeintlich großen geschichtlichen Ereignisse samt ihren Helden gleichgültig, weil sie ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der menschlichen Entwicklung sind. Alle „Geschichtsphilosophie“ wird nicht aus den Begebenheiten heraus-, sondern in sie hineingelesen; Herders „Ideen“ z. B. sind „eine spiegelnde Wortfülle ohne festen Begriffskern“. Sind historische Werke gut geschrieben, so gehören sie in die Unterhaltungsliteratur; zur Kenntnis der wirklichen Geschichte des Menschengeschlechts tragen sie nichts bei. Diese Geschichte ist bisher in der Weise verlaufen, daß der Menscheng Geist aus den Phantasien und Illusionen heraus und allmählich in die Bahn wissenschaftlicher Naturforschung und Erkenntnis hineingefunden hat, daß die ausbeutenden Machthaber die Genies in ihren Dienst

nahmen und dadurch die Erkenntnis und die Technik förderten. Eben damit aber haben sie ihre Herrschaft zwar vorübergehend gestützt, für die Zukunft aber untergraben. Die wissenschaftliche Erkenntnis hat die Illusionen und Symbole, wie Gott, Vaterland, Nation, die zur Beherrschung der Massen verwandt wurden, zerstört und einen gesellschaftlichen Zusammenhang gestiftet, der die Masse der Schwächeren widerstandsfähig und die Ausbeutung immer schwieriger macht. Der weitere zukünftige Gang der Entwicklung läßt sich zwar nicht voraussagen, aber die Vermutung hat die Wahrscheinlichkeit für sich, daß die künstliche Anpassung vollendet werden wird. Der Mensch wird die Natur in dem Grade beherrschen, daß keiner mehr der Hilfe des Nächsten bedarf und alle zusammen den Staat nicht mehr brauchen. Die Menschen werden dann lange jung bleiben, in guter Gesundheit sehr alt werden und, einander sehr ähnlich, in Frieden behaglich leben. Das wird nach heutigen Begriffen sehr unromantisch, einförmig und langweilig sein, aber der Geschmack wird sich ändern, und wer kann wissen, ob nicht durch Umstände, die sich nicht voraussagen lassen, für neue Abwechslung gesorgt werden wird? Zulezt fällt Nordau aus seiner Rolle, indem er eins von den alten Idealen, das er schon als eine Psychose ausrangiert hatte, inkonsequenterweise wieder in Kurs setzt: „Welches von allen Idealen . . . besteht vor der nüchternen Erkenntnis? Eigentlich nur eines: das Ideal der Güte und selbstlosen Liebe.“ Seiner Weisheit Schluß lautet: „Hinter allem Schein und allen Täuschungen finden wir als wirklichen Sinn der Geschichte: die Betätigung des Lebensdranges der Menschheit durch Parasitismus, Illusion und Erkenntnis, die, in aufsteigender Reihe, die menschliche Form der Anpassung an die Natur sind.“

Weltanschauungen sind Produkte einer besonderen Gemütsverfassung, Sache des Geschmacks; man kann sie weder beweisen noch widerlegen, sondern nur annehmen oder ablehnen. Nordau wird sich mit der Darstellung der seinen bei den Führern der Sozialdemokratie Dank verdient haben, die feineren und edleren Seelen werden sich in ihrem Idealismus bestärkt fühlen vor diesem Bilde einer entgötterten und entgeistigten Welt. Also um seine Grundansicht mit ihm streiten wäre zwecklos. Die einzelnen Behauptungen dagegen, mit denen er seine Ansicht zu begründen sucht, unterliegen natürlich der wissenschaftlichen Kritik und Diskussion. Es müßte wunderlich zugehen, wenn ein so gescheiter Mann nicht auch manche richtige Beobachtung gemacht hätte und manche Wahrheit ausspräche. So ist es z. B. unbestreitbar, daß, wie er ausführt, die meisten Menschen von der in der Schule eingepaukten Geschichte so gut wie nichts behalten und sehr wenig Interesse für Begebenheiten und Personen der Vergangenheit haben. Es ist nützlich, das von Zeit zu Zeit zu sagen, weil an dieser Interesselosigkeit zum Teil die unzumutbare Art des Geschichtsunterrichts schuld ist. Eine Darstellung vergangener Begebenheiten und Zustände, die uns ein anschauliches Bild vor Augen stellt, bereitet Genuß und haftet im Gedächtnis, aber eins der Lehrbücher einpaucken müssen, die an unsern höheren Lehranstalten eingeführt sind, ist eine Qual, selbst wenn anschauliche Vorträge des Lehrers, an denen es zudem oft fehlt, zu Hilfe kommen. Wichtig ist ferner, daß nur die Individualseele wirkliche Existenz hat, die „Volkseele“ dagegen eine bloße Abstraktion, und die Völkerpsychologie von Lazarus und Steinthal ein Versuch von sehr zweifelhaftem Wert ist; nur hätte hinzugefügt werden müssen, daß Wilhelm Wundt in seinem großen Werk dem Worte „Völkerpsychologie“ einen ganz unanfechtbaren Sinn gegeben hat. Wichtig ist endlich auch, — wenigstens meiner Überzeugung nach —, daß sich ein Fortschritt weder in der Moral, noch in der Kunst, noch im Wohlbefinden, in der Zufriedenheit der Menschheit nachweisen läßt; was fortschreitet, das ist allein das Wissen und

die Technik; Ergebnis und Zweck dieses Fortschritts pflege ich allerdings anders darzustellen als Nordau. Von einer Menge anderer Aufstellungen würde sich, wenn es die Mühe lohnte, leicht beweisen lassen, daß sie falsch sind. Hätte Nordau, ehe er über den Sinn der Geschichte schrieb, die Weltgeschichte studiert, so würde er nicht behaupten, daß der Staat ein Parasit sei, daß die großen weltgeschichtlichen Personen und Ereignisse auf den Gang der menschlichen Entwicklung keinen Einfluß geübt hätten, daß „kein einziger Anspruch der Religion auf Verdienst um die Menschheit“ sich aufrecht halten lasse, und daß, wer in der Natur und in der Geschichte der Menschheit Zweck und Plan sieht, beides nicht heraus-, sondern hineinlese. Die Menschheit ist ihm „im Verhältnis zum Weltall nicht mehr, nichts anderes als irgendeine Gattung Farn oder Insekten“; die Entrüstung über eine solche Wertung des Menschen nennt er „einen verspäteten und greisenhaft ohnmächtigen Ausbruch anthropozentrischer Eitelkeit“. Ich habe wiederholt gezeugt, daß die anthropozentrische und anthropomorphe Weltansicht keineswegs einem Größenwahn des quantitativ freilich dem Universum gegenüber verschwindenden Menschen entsprungen, sondern vernünftig und notwendig, unabweisbar ist. Denn alle bewußten Wesen hinweggedacht, ist das körperliche Universum nicht bloß ein völlig wertloser Kothaufen, sondern gar nicht vorhanden. Erst die Empfindung bewußter Wesen verleiht dem Körperlichen wirkliches Dasein, die des Wurmes einem Erdfklümpchen, die des höheren Tieres einer Mannigfaltigkeit irdischer Farben, Gestalten und Töne, die des Menschen (das Pferd, der Hund, der Affe blickt nicht nach den Sternen) dem Universum, zu dem er alle durch die Sinne wahrgenommenen und auf Grund des Wahrgenommenen vorausgesetzten Dinge anordnet. Woraus folgt, daß nicht die Körperwelt, sondern der bewußte Geist das Ursprüngliche, das wahrhaft Seiende ist (natürlich nicht der Menscheng Geist, der genau weiß, daß er den Grund seines Daseins nicht in sich selbst trägt), und daß der Mensch recht daran tut, sich das Wesen, das die Welt erschaffen hat und trägt, nach seinem eignen Bilde als vernünftigen, bewußten, planvoll wirkenden Geist vorzustellen.

Carl Jentsch

Dinge, die man nicht sagt. Herr Dr. Max Kemmerich hat vor wenig mehr als einem Jahre ein Buch „Kulturkuriosa“ herausgegeben, das im wesentlichen die Tendenz hatte, herrschende Vorurteile über die Vergangenheit zu zerstören. Ein gewisser Wahrheitsfanatismus, der nicht ganz frei war von einem gewissen burschikosen Draufgängertum, durchdrang das Buch. Es bot, ohne grade eine Geistesstat zu sein, eine nicht zu unterschätzende Menge interessanten Materials und sprach deutlich für die schrankenlose Ehrlichkeit und Vorurteilslosigkeit des Verfassers.

Nun hat es Herr Dr. Kemmerich unternommen, uns in seinem neuesten Werke „Dinge, die man nicht sagt“ seine Stellung zur Gegenwart, zum geistigen und ethischen Leben in Deutschland klar zu machen. Dieses neue Werk ist infolge gewisser äußerlicher glänzender Eigenschaften meines Erachtens dazu angetan mehr Verwirrung als Gutes zu stiften und fordert deshalb eine genauere Betrachtung.

Auch hier fällt auf den ersten Blick ein stark prononcierter Männerstolz vor Königsthronen, Ministersejeln, Kirchenstühlen und Kathedern auf, der sehr geeignet ist, jüngere, begeisterungsfähige Menschen in den Werdejahren — und ich kann den Eindruck nicht loswerden, das Buch sei in erster Linie für solche geschrieben — für den Verfasser einzunehmen. Der ruhige, vielleicht auch etwas skeptische Mann wird sich allerdings sagen, daß dieser Stolz nichts kostet. Ein leises Miß-

trauen wird ihn befallen, und dieses Mißtrauen wird stärker und stärker werden, je tiefer er in das Werk eindringt. Schließlich wird er, der ruhige Skeptiker, nach gewissenhafter Prüfung nicht umhin können, ein kräftiges *cavete!* allen denen zuzurufen, die von Natur geneigt sind, allzuleicht auf einen gewissen kraftmeiernden Typus des Fanatikers hineinzufallen.

Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß Wahrheiten in diesem Buche sind. Das heißt „Wahrheiten“ ist vielleicht schon zuviel; sagen wir „Tatsächlichkeiten“. Aber wenn Herr Dr. Kemmerich selbst meint oder andere glauben machen will, diese Tatsächlichkeiten seien „Dinge, die man nicht sagt“, so irrt er eben gewaltig. In Wahrheit sind diese Dinge schon recht oft gesagt worden. Herrn Dr. Kemmerichs Kniff besteht nun aber darin, diesen vereinzelt Tatsächlichkeiten einen Nimbus betrübender Allgemeinheit zu verleihen und sie so als Wahrheiten hinzustellen. Dagegen muß unter allen Umständen protestiert werden.

Kemmerich, der Universitätslehrer, widmet einen wesentlichen Teil seines Buches dem Zustande unserer Universitäten. Geschickt vermeidet er es, hierbei auf Friedrich von der Leyens Buch „Deutsche Universitäten“ (bei Eugen Diederichs, Jena 1906) anzuspiesen, das ihn — nun, drücken wir's gelinde aus — angeregt hat. Denn diese Anspielung würde auch dem Naiven verraten, daß diese „Dinge“ eben öfters „gesagt“ werden. Bloß mit dem Unterschiede, daß von der Leyen bewußt und mit bestimmter Bezeichnung Einzelheiten herausgreift, während Kemmerich diese Einzelheiten sofort als das Regelmäßige, allgemein Übliche hinstellt. Ein Beispiel nur: ein einziger Münchener Germanist pflegt ein Kolleg über Walter von der Vogelweide so zu lesen, wie es bei Kemmerich beschrieben ist.*)

Ich habe an den verschiedensten Universitäten dasselbe Kolleg gehört und es nie ohne ästhetische Anregung verlassen. Kemmerich aber tut so, als gäbe es nur vertrocknete, ekelhafte Kleinlichkeitskrämer in Deutschland, die der Jugend jede Lust am künstlerischen und wissenschaftlichen Genuß benehmen. Alle Professoren auf

*) Vgl. v. d. Leyen, „Deutsche Universitäten“, S. 40:

„Man denke sich einen jungen Studenten, dem seine Lehrer auf der Schule Walter von der Vogelweide und das Nibelungenlied priesen, der darin auch hier und da selbst las, noch ohne rechtes Verständnis, aber in der dämmernden Ahnung, daß hier Schätze ruhen, die er nur noch nicht heben konnte. Dieser Student wird, wenn er auf unseren Universitäten Vorlesungen über Walter besucht (hier macht sich auch v. d. Leyen einer verallgemeinernden Übertreibung schuldig) zuerst etwa von den mittelalterlichen Handschriften hören, in denen Walters Gedichte uns überliefert wurden. Dann, welche Geburtsorte die Forschung für Walter für möglich und für unmöglich erklärt, dann die sämtlichen kümmerlichen Daten über Walters Leben und angenommene Fahrten, wobei man ihm manche Meinungsverschiedenheit als wissenschaftlich anführt. Viertens die Geschichte der Forschung über Walter bis ins kleinste Detail; fünftens Walters Vorgänger und Meister, wobei gerade das Außerliche und Überflüssige, die kleinen Einzelheiten sich wieder in den Vordergrund drängen; sechstens Interpretation, wobei der Dozent von der Geschichte der einzelnen Worte, ihrer grammatischen Bedeutung, ihrem Wert für die äußere Kultur sehr viel spricht, der Walter eigentümlichen Schönheiten wenig oder gar nicht gedenkt; gelegentliche Worte streifen nebenbei und wie aus Zufall diese Schönheiten, die der arme Student genießen wollte, und diese Urteile, die sich selbst aus Unbeholfenheit und Annäherung zusammensetzen und am liebsten Meinungen anderer wiedergeben, verraten nicht, daß gerade das künstlerische Nachempfinden das Vermögen ist, das dem Vortragenden abgeht.“

Man vergleiche diese Ausführungen Leyens mit der schon angezogenen Stelle bei Kemmerich (S. 40f.) und man wird mir einräumen, daß er genau den Gedankengängen Leyens gefolgt ist und aus eigenem nur die feuilletonistisch-satirische Ausschmückung zugegeben hat!

den ordentlichen Lehrstühlen Deutschlands — den einzigen Lamprecht nimmt er aus (S. 45 f.) — sind nach ihm spezialisierende Bohrwürmer, die sich in irgendeinen kleinsten Teil der Weltgeschichte festfressen und von nichts anderem wissen noch wissen wollen. Ein rücksichtsloser Klingengeist herrscht unter ihnen; keiner, der nicht zur Kunst gehört, wird zugelassen; wer ihre Töchter heiratet, wird ordentlicher Professor; wer sie wissenschaftlich angreift, ist ein böshafter Ignorant, ein hämischer Narr, dem man entweder die Karriere abschneidet oder ihn, wenn er sie schon hinter sich hat, der allgemeinen Verachtung preisgibt (S. 45 f.).

Und das, Herr Dr. Kemmerich, sind „Dinge, die man nicht sagt“? Verzeihen Sie gütigst: aber das sind Dinge, die so veraltet und unwahr geworden sind, daß die „Fliegenden Blätter“ sich ihrer bereits vor zwanzig Jahren bemächtigt haben. Solche Typen laufen noch hier und da in kleinen Universitäten vereinzelt herum. Weshalb, Herr Dr. Kemmerich, stellen Sie diese Originale als Durchschnittstypen dar? Weshalb, Herr Doktor, tun Sie, als ob Sie die trojanische Mauer einrennen, während Sie doch in Wahrheit durch offene Türen mit Siegermiene ungehindert hindurchschreiten? Sie haben eine scharfe Feder, Herr Doktor, Sie sind witzig und voll Esprit und deshalb Ihrer Wirkung auf gewisse Menschen sicher. Aber ein Wahrheitsfinder sind Sie nicht. Denn wenn man im ersten Teile Ihres Werkes, soweit es die Universitäten behandelt, Ihnen eine gewisse Kenntnis ganz bestimmter Einzelverhältnisse nicht absprechen kann, so fällt doch weiterhin unangenehm auf, daß einem alles, was man liest, so bekannt vorkommt. Verzeihen Sie, Herr Doktor: kennen Sie Georg Hirths „Wege zur Liebe“? (vgl. Kemmerich S. 146, 152, 167, 183, 194). Pardon: sind Ihnen Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ bekannt? Haben Sie vielleicht Schopenhauer gelesen (vgl. Kemmerich S. 223), vielleicht sogar die Paralipomena, und zwar Nr. 28? (vgl. Kemmerich S. 160.) Denn, Herr Doktor, bei Hirth (vgl. Hirth „Wege zur Liebe“, (Hirths Verlag, 1906), Inhaltsverzeichnis) finden sich so wunderhübsche Abhandlungen über eheliche Moral, über Nubilitätenschnüffeleien, über Humanität und Patriotismus, die sich mit den Ihren — ein wenig berühren! Wie originell auch, das Chamberlain etwa fünfzehn Jahre vor Ihnen den Gedanken gedacht hat, daß das alte Testament, das Judentum und dadurch natürlich das Christentum auf die Germanen unheilvollen Einfluß ausübte? Daß der biblische Christus für die wahrhaft germanische Seele nicht zu brauchen sei? (Haben Sie vielleicht gar Hülligenlei gelesen?) Ist Ihnen Schopenhauers Vorschlag, die Polygamie einzuführen, ganz unbekannt? (Vgl. Chamberlain a. a. O. „Der Eintritt der Juden in die Weltgeschichte“.)

Ich beneide Sie, Herr Doktor, beneide Sie von ganzem Herzen. Nicht so sehr um Ihre Belesenheit (auch die muß ganz hübsch sein), nicht so sehr um Ihren freien, allem wissenschaftlichen Frondbienste feindlichen Geist, der Sie Quellenangaben als Kleinlichkeitskrämereien verachten läßt, nein, wirklich und aus tiefster Seele beneide ich Sie um Ihren unerschütterlichen Mut. Sie wagen es, ein Buch zu schreiben, das für die laienhaftesten Laien bestimmt ist — nur für sie bestimmt sein kann. Sie wagen es, dieses Buch „Dinge, die man nicht sagt“ zu betiteln — und in ihm Dinge auszusprechen, die seit dreißig und mehr Jahren entweder veraltet und unwahr sind oder so oft gesagt, durchdacht, besprochen, daß ein halbwegs kulturdurchsetzter Primaner sich von ihnen abwendet. Sie bekommen es fertig auf fast dreihundert Seiten keinen neuen Gedanken zu bringen und wagen es doch sich als den Luzifer, den Lichtträger und sarkastischen Satan zugleich aufzuspielen.

Nein, Herr Doktor! Ihnen kann keiner den Vorwurf irgendwelcher Wissenschaftlichkeit machen. Sie haben — gegen alles Herkommen — vorn aufs Titelblatt Ihren „Dr.“ gesetzt: Ihre Arbeit aber ist eine, die jeder noch so „Examens-

lose“ auch hätte kompilieren können. Aber Sie wissen ja, Opposition imponiert in Deutschland immer. Opposition, gleichgültig gegen was. Populäre, witzig-satirische Form gefällt auch — der Stoff ist dabei ziemlich unwichtig. So wird Ihr Buch viel gekauft und gelesen werden; und wenn das zehnte Tausend erreicht ist, so wird damit ein Faktum da sein, das Material für einen wunderhübschen Abschnitt in einem von Ihnen neu zu kompilierenden Buche „Kulturkuriosa der Gegenwart“ bilden dürfte.

Dr. Victor Goldschmidt-Würzburg

Eine schweizerische Nationalliteratur?

Von Dr. Eduard Korrodi-Zürich



wei Titel! „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ von F. Bächtold, 1892. „Histoire de la littérature suisse“ par V. Rossel et H. E. Jenny, 1910. Zwei Titel! Nichts weiter? Zu wissen, daß der erste ungefüg und lang, der zweite kurz formuliert ist, wie es einem Franzosen geziemt? Aber das sind Äußerlichkeiten; ich bitte den beiden Titeln etwas vorsichtiger ins Auge zu sehen! Sie sind nichts Geringeres als zwei geharnischte programmatische Thesen, Gegensätze schärfster Prägung. Bächtold erzählt sachlich und auf den sichern Brücken mühselig errasteten Tatsachenmaterials, ohne die Leidenschaft eines Künstlers, von dem Anteil der Schweizer an der allgemeinen deutschen Literatur, von Dichtern, die zwar nicht erröten, reichlich die helvetischen Muttermale zu zeigen, die gleich Haller nicht verleugnen, wie energisch sie mit der deutschen Sprache gekämpft, wie sie allzeit in der Avantgarde waren, wenn es galt, gegen Monopolisierungsversuche eines Gottsched mit der Harschadelhaftigkeit eines Bodmers anzustürmen, die freudig je und je die Segnungen eines so reichen Literaturzusammenhanges genossen. Virgil Rossel, der neue Geschichtsschreiber der Schweizer Dichtung, macht sich zum Interpret jener Ansicht, die gegen Professor Vetter seinerzeit grollte, weil er die Schweiz in geistiger Beziehung eine Provinz nannte. In Wirklichkeit darf er nicht einmal als der Träger dieses Urteils gelten; las ich doch erst vor kurzem in dem Einleitungswort zu den am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen „Alpenrosen“, einer Almanachsammlung von ausgesprochen lokalpatriotischen Tendenzen: „Wir Schweizer sind dem größten Teile nach in Sitten und Gebräuchen, in Sinnesart und Sprache das, was man ehrlich Deutsche nennt. Die schweizerische Literatur, die von altersher eine kleine Provinz der deutschen macht usw.“ Virgil Rossel bemüht sich, im Vorwort die Literatur der Schweiz zu einer Nationalliteratur zu frisieren und um das deutsche und französische Literaturringen in der Schweiz ein Einheitsband zu flechten. In der Einleitung seiner Geschichte, sagte ich, denn der folgende Werdegang der Literatur lehnt sich auch bei ihm gegen eine solche Geschichtsklitterung von partikularistischen Engbrüstlingen auf. Goethe, der auf poetischem Territorium den Landesmarken keinen zu großen Wert beilegte, nannte darum in Hinblick auf die gesamte deutsche Literatur Hallers Alpen „den Anfang einer nationalen Poesie“, der Goethe, der die feine Distinktion machte „zwischen dem Vaterlande seiner poetischen Kräfte und jenem, das er als Mensch und Bürger